

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 14 (1893-1896)
Heft: 4

Artikel: Die Tellbücher der Stadt Bern aus dem Jahre 1398
Autor: Welti, Friedrich Emil
Kapitel: II
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-370833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Pfandsumme von Thun, gegen Bürgschaft der Stadt den Betrag von 1219 lb. bezahlten. Wenn die Bemerkung Justingers sich auf diese Schuld bezieht (eine andere ist aus den Urkunden nicht ersichtlich), so lässt die Beilage zur Rechnung vom Jahr 1375 gar keinen Zweifel, dass diese Schuld bezahlt worden ist.

II.

A. Das Ungeld.

a. Das grosse Weinungeld.

Unter den regelmässigen Einnahmen erscheint in den Stadtrechnungen an erster Stelle „das gross win ungelt“, d. h. eine Abgabe von allem zu Bern öffentlich ausgeschenkten Wein. Wann das Weinungeld in Bern eingeführt wurde, ist nicht bekannt, auch sind wir über die zu Bern im XIV. Jahrhundert bei der Ungeldrechnung zur Anwendung gebrachten Tarifsätze nicht unterrichtet. Dagegen giebt uns der Eid der Beamten, die den Betrag des Ungeldes in jedem einzelnen Falle zu bestimmen hatten, wertvolle Aufschlüsse über das Verfahren bei der Festsetzung des Ungeldes. Diese Beamten hiessen „Inläsßer“, eine Benennung, die mit den ihnen überbundenen Pflichten in Zusammenhang steht und durch den Eid erklärt wird, den wir hier nach dem alten Polizei-, Eid- und Spruchbuch S. 69 f. (Städtisches Archiv Bern) zum Abdruck bringen. Der Eid ist datiert: 1409, April 9, und lautet:

Alsus swerent die inläßer,

Des ersten, das si iegklichem winschenken, so offenlich win schenket, ze dem ungelte scheczen söllent ze luterem win gnüg uncz an ein halben söm, ungevarlich; dz selb söllent öch die, so den bösen phenning uff nement, öch also ze glicher wis scheczen.

Doch denen, so win in lassent und inn nit schenckent, noch ouch geste enpfachent, die gebent enkein ungelt, aber den bössen phenningen söllent si geben. Doch so sol man sú daran etwz bescheidenlichen halten denne die wirte.

Es söllent ouch die inlasser, die wile der böß phenning weret, by iren eiden nieman enkeinen win inlassen, er si denne vor zû dem phenning geschetzet.

Ouch so söllent die ungelter¹⁾ allen den win, so si zû dem ungelt scheczent, eigentlich in schrift nemen und die selben schrift, und wz si ieglicher wuchen in lassent und scheczent, alle samstag bi geswornen eiden unsern ungelteren antwürten, und ensüllent ouch die sinner noch ouch ir knechte enkein gelt in nemen noch behandeln, weder von des ungeltes noch von des bössen phennings wegen, doch silbrin phender, die mögent si wol nemen, also das si die fürderlich und ze stund antwürten den ungelteren, also das si keini pfand úber nacht behalten.

Es söllent ouch die inlasser enkein vaß ir knecht nit lassen sinnen, es sy denn einer ze dem minsten selber da by und stande da by, uncz dz die vaß gesinnet und gemessen werdent.

Ouch so söllent die inlasser by iren geswornen eiden besorgen, dz alle wirte, so win schenken, dz iro enkeiner einer leyge wines schenki me denne von einem vaß, die wile das weret, uncz an einen halben sòm ungevarlich, und dz ouch enkein winschenk keinen win noch wasser dar in tû, wenne es angestochen wirt. Were aber, dz ieman hie wider tet, als bald si dz vernement oder gesehent, das söllent si ze stund für unsern schultheissen bringen.²⁾

Ouch so söllent die inlasser die lúte in unser stat, es sy frömd oder kunt, bi iren eiden fürderen, und söllent von einem fúder wines in ze lassen nit me nemen denne dry schilling stebler, und wz darunder ist da söllent si nemen nach marchzal, als dz da har komen ist, ungevarlich.

Ouch so sol ir ieglich bi sinem eiden der stat ein gút armbrest und ein geserph^t geben und das antwürten unserm schútschenmeister (sic).

Item die inlasser sollent ouch nieman win inlassen, dem die ungelter oder pheninger den win verbotten hettin in ze lassen, uncz dz die inlasser

¹⁾ Verschrieben für inlässer. ²⁾ Vgl. zu dieser Stelle die folgende Verordnung: Wir habent ouch gesetzt über die, so inn unnsere statt wunschent, das niemants meer denn uß einem fasse einerley wyn sol schencken, noch dhein vaß anstächen, ee das vorder vaß uß käme, unntzit an einen halben soum oder darby, ane gferd. — Doch mag jederman woll schencken uß alls mengem vaß, alls mengerley wyn er hatt, und entkein ander faß ufthûn, das erste käme dann uß, alls ouch vorstadt, unnd soll ouch niemants wäder wyn noch wasser in entkein vaß thûn noch schütten, darnach alls es angestochenn wirt ze schenckenn. Wâr aber dheins der vorgeantent stuckhen thätte, alls diok und vill er wider jedes stuck thätte, alls mengs jar sol er schwerren an schencken sin, ouch alls mênigs zächenn pfund sol er geben ze eynung. Ouch mögent die inneren einem frömbden sinen wyn schencken umb lon, alls es ouch gewonlich ist. Datum die dominica ante festum XI milium virginum anno domini 1367.

darumb wol urlob haben werdint. Datum et actum feria tercia festi pasce anno M^o CCCC^o nono.

Wie aus diesem Eide hervorgeht, hatten die Inlässer nicht bloss das fiskalische Interesse der Stadt am Weinausschank wahrzunehmen, indem sie den Ungeldbetrag ermittelten, sie waren auch dafür verantwortlich, dass reiner Wein ausgeschenkt wurde. In dieser Beziehung übten sie die Aufsicht aus, die in Thun dem „Winküster“ zukam.

Die den Inlässern persönlich von jedem Fuder Wein zu fallende Gebühr von drei Schilling war neben dem Ungeld vom Wirt zu entrichten. Für den Wirt also setzte sich das Ungeld zusammen aus der Abgabe an die Stadt und aus der Gebühr für die Inlässer. Diese hinwieder waren verbunden, aus ihrer Einnahme der Stadt „ein güt armbreist und ein geserpht“ zu geben. Im Jahr 1460 zu Ostern änderte der Rat diese Bestimmung, indem er beschloss (Altes Polizei-, Eid- und Spruchbuch S. 69 a), dass künftighin für je zwei Armbrüste mit Zubehörde 10 lb. 5 ß von den Inlässern zu bezahlen seien.

Die mit dem Bezug des Ungeldes betrauten Beamten waren die zwei Ungelster. Ihnen musste das Ungeld alle Samstage „von dem früyen imbiß hin untz zû den dryen zabent“ (Alte Stadtsatzgn.-Msk. Rütli S. 248) abgeliefert werden¹⁾. Die Ungelster schrieben die eingegangenen Beträge ein und übergaben sie dem Säckelmeister zu Handen der Stadt. Ein Verzeichnis der Ungeldschuldner war dem Schultheissen einzureichen, der die Säumigen durch die Stadtweibel „jagen“ liess, denn auch der Schultheiss

¹⁾ Das Ungeld von Bernerwein verblieb, wie es scheint, den Ungelstern und den Inlässern gemeinsam, die es dann „mit iren wibern verzehrten“. Im Jahre 1638 („Projekt grefformiertten umbgelsterbüchleins“, Staatsarchiv Bern) „verordnete“ der Rat „für sölich malzeit und banquet“ den Ungelstern und Inlässern eine Summe von 10 lb. unter der Bedingung, dass in Zukunft das Ungeld vom Bernerwein in Rechnung zu bringen sei wie das von allem andern Wein. Der geringe Betrag von 10 lb. als Äquivalent für das Ungeld von Bernerwein lässt darauf schliessen, dass diese Sorte in den Wirtshäusern nicht gerade begehrt war.

war verpflichtet, „zû dem ungelt getrúwlich zû lúgent und schaffen gezogen werden“. (Vergl. Eid des Schultheissen und der Weibel im alten Polizei-, Eid- und Spruchbuch S. 40. 42.)

Die Ungelter hatten halbjährlich vor dem Rat der zweihundert Rechnung abzulegen. In dieser Rechnung erscheint regelmässig auch die Ausgabe für den halbjährlichen „Lohn“ der Ungelter, ihres Schreibers und ihres Weibels mit zusammen 14 lb. 6 ß. Nach 1408 wurde die Entschädigung etwas erhöht. (Vergl. Rechnungsbuch von 1394—1418, Städtisches Archiv Bern.)

Über die Ungeldeberechnung sind in den zwei noch erhaltenen Stadtrechnungen von Biel aus dem 14. Jahrhundert (1390, 1399) interessante Notizen, die wir hier verwerten, weil die Grundsätze, die sich aus ihnen ableiten lassen, sehr wahrscheinlich auch im benachbarten Bern Geltung hatten. In Biel wurden laut Rechnung im Jahre 1390 897 Saum Wein ausgeschenkt, das hierfür verrechnete Ungeld beträgt 116 lb. 19 ß 5 d.¹⁾ oder auf den Saum durchschnittlich 2,6 ß. Das Ungeld wird berechnet nach der Quantität und der Qualität des Weines; so zahlt der Saum alten Weines 3 ß Ungeld, während es beim neuen Wein bloss 2 ß beträgt; 4 Saum Wein zu 6 d. die Mass zahlen 12 ß, 4 Saum zu 7 d. die Mass dagegen 14 ß Ungeld; für Ryfwein (Waadtländer) wird ein bedeutend höheres Ungeld gefordert als für andern Wein: 5 Saum Ryfwein z. B. erscheinen in der Bielerrechnung mit 17 ß 6 d. Ungeld. Vorausgesetzt nun, dass der im Jahr 1390 zu Biel mit Ungeld belegte Wein im Mittel zu 6 d. die Mass verkauft worden sei, entspräche das Weinungeld ungefähr einer fünfprozentigen Abgabe vom Verkaufswerte des Weines. Wenn ferner 117 lb. Ungeld in Biel einen jährlichen Weinverkauf von 897 Saum voraussetzen, so wären unter Anwendung der Bieler Ungeldsätze im Jahre 1377 zu Bern 8326 Saum Wein ausgeschenkt worden.

¹⁾ Diese Zahl stimmt nicht ganz mit dem Total des Originals: 116 lb. 12 ß. 3 d., überein.

Für die Jahre, aus denen wir die vollständige Rechnung (erstes und zweites Semester) besitzen, stellt sich zu Bern die Ungeldeinnahme wie folgt:

1377: 1087 lb., *1382*: 1034 lb., *1383*: 1196 lb.

Ursprünglich war das Weinungeld eine Abgabe, die nicht in Geldwert, sondern in einer bestimmten Quantität Wein zu entrichten war. Dies bezeugt der in Fontes Rer. Bern. VII, S. 370, abgedruckte Eintrag von 1348 im Dokumentenbuch der Stadt Biel:

„Wir der meiger und der rat von Biello sind übereinkommen, dz ein ieglicher wirt older wirtin, die win schenket, sont von irem wine, den si bizwisen (d. h. im Detail) verkofent, von iedem söme vier massen geben...“

Ebenso gross, vier Mass von jedem Saum, war das Ungeld, das Herzog Leupolt am 20. Oktober 1386 der Gemeinde Wiedlisbach zu erheben gestattete. (Urk. Staatsarchiv Bern.)

Bloss drei Mass vom Saum betrug das Ungeld der Stadt Thun im Jahr 1398.

Die beiden zuletzt genannten Daten beweisen, dass auch noch zur Zeit, wo in Bern das Ungeld in Geldwert erhoben wurde, an andern Orten die alte Art des Bezuges fortbestand. In Biel ist sie, wenigstens teilweise, im Jahr 1402 (Febr. 12) wieder eingeführt worden. Als damals nämlich die Stadt das Ungeld um 150 lb. jährlich verpachtete, wurde bestimmt:

„und söllent inen (den Pächtern) alle die, so win schengket mit der statt messe zü dem zapphen, es syen pfaffen, leygen, edel oder unedel, dz ungelt geben, mit namen von yegklichem söme 6 masse, und 7 d von yegklichem söme, so in gantzen (vassen?) verköft und usgefürt wirt, ane geverde.“

b. Das kleine Ungeld

war, wie aus dem Rechnungsbuch von 1394—1418 und aus den Rechnungen des 15. Jahrhunderts hervorgeht, eine Auflage auf Met und Öl, die nur unbedeutende Erträgnisse lieferte:

1377: 41 lb., *1382*: 27 lb., *1383*: 14 lb.

Über die Berechnung dieses Ungeldes finden sich in den Quellen keine Bestimmungen. In Thun waren von einem Saum Öl 2 Mass Ungeld zu entrichten.

Während in den Berner Rechnungen das Wort „Ungelt“ nur in der Verbindung „win-ungelt“ und „kleines ungelt“ vorkommt, finden sich in den Bieler Rechnungen von 1399 und 1400 Posten wie: „von geharem leder ze ungelt“, „von vischbútkinen ze ungelt“, „von dien rynden ze ungelt“, „von watlúten und kremern ze ungelt“, „vom vych ze ungelt“ etc. In der ältesten Bieler Rechnung von 1390 aber steht hier überall anstatt „ze ungelt“: „ze zoll“. Diese Gleichstellung der Begriffe „zoll“ und „ungelt“ zeigt deutlich, dass unter dem Ungeld einer Stadt nichts anderes zu verstehen ist als der städtische Marktzoll. Weinungeld insbesondere ist der städtische Marktzoll von Wein, der nur deshalb nicht „Winzoll“ genannt wurde, weil dieser Ausdruck zur Bezeichnung des Durchgangszolls von Wein diente.

B. Der Zoll.

a. Der Zoll der Handveste.

Der Zoll, der in der Handveste in den Art. 4, 5 und 16 behandelt wird¹⁾, ist von der heutzutage unter demselben Namen bestehenden Einrichtung ganz verschieden, indem es sich hier keineswegs um eine an der Landesgrenze erhobene, nach festen Tarifsätzen für die einzelnen Warengattungen bestimmte Abgabe handelt. Nach Art. 16 war der damalige Zoll (theloneum) ein Marktzoll, d. h. eine auf dem Verkauf der in die Stadt eingeführten Waren haftende Steuer. Verkäufe, bei denen der Preis weniger als 5 ß beträgt, sind von der Steuer frei. In allen andern Fällen ist von je 5 ß des Kaufpreises 1 Pfennig zu bezahlen, wonach sich ein Kaufwertzoll von 1,66 % ergibt. Auf das Pfund (20 ß) des Kaufpreises berechnet sich also der Zoll auf 4 Pfennige und von diesem Satze kommt der Name „Pfundzoll“²⁾. Weder die

¹⁾ Vgl. hierüber den Kommentar zur Handveste von Zeerleder in der Festschrift zur VII. Säkularfeier der Gründung Berns 1891.

²⁾ Die Annahme (vgl. Falke, die Geschichte des deutschen Zollwesens, S. 139), dass der Pfundzoll in Zürich schon im 11. Jahrhundert bestanden

Handveste noch andere gleichzeitige Urkunden geben uns darüber Aufschluss, in welcher Weise diese Abgabe erhoben wurde. Wir dürfen aber annehmen, dass das Verfahren das nämliche gewesen sei, wie wir es für die spätere Zeit werden kennen lernen.

Für das Vieh setzt die Handveste eine andere Art der Verzollung fest (Art. 16). Statt des Wertzolles kommen die Bestimmungen in Anwendung, die in dem Rodel der Stadt Freiburg i./Br. vorgeschrieben sind (*de pecoribus vero fiat, sicut in rodali, qui iura vestra et Friburgensium continet, est expressum*). Dieser Rodel (aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts) stellt in Art. 12 für jede einzelne Tiergattung einen von dem Werte unabhängigen festen Tarif auf. Über die Gründe dieser Singularität, aus der sich die späteren Verhältnisse entwickelt haben, lassen uns die Quellen ebenfalls im Dunkeln.

Ausserdem finden sich in der Handveste Vorschriften über die Zollbefreiungen. Sie kommen zu statten: den Mönchen, den Klerikern und den Rittern; sachlich ist von Zoll befreit die „*vestis incisa*“, die unter dem Namen „verschroten gewand“ auch in erbrechtlichen Bestimmungen der damaligen Zeit vielfach einer ausnahmsweisen Ordnung unterliegt und die zu Kleidern oder sonstigen Gegenständen verarbeiteten und zugeschnittenen Stoffe in sich begreift.

Wichtig ist die Verfügung des Art. 4, wonach alle zur Zeit der Märkte eingeführten Waren vom Zolle befreit werden (*omnibus advenientibus tempore publici fori theloneum condono*). Da in der Handveste eine Zollbefreiung der Einheimischen während der Märkte sich nirgends findet, so müsste daraus auf eine Benachteiligung der Eingesessenen gegenüber den Auswärtigen geschlossen werden. Es ist dies aber kaum denkbar,

habe, ist unrichtig. Die in den Urkunden zur Geschichte der Abtei Zürich abgedruckten Rodel (Nr. 40 und 41), auf die sich die Annahme stützt, stammen nach der Note 1, S. 107, Bd. I, des Urkundenbuches der Stadt und Landschaft Zürich aus dem 13. Jahrhundert.

obschon es erst für den Anfang des 15. Jahrhunderts urkundlich bezeugt ist, dass der Pfundzoll allgemein nur von denen bezogen wurde, „die der stat recht nit hatten“.

Wie aus dem Stiftungsbrief von Freiburg i./Br. (Art. 1) hervorgeht, wurden die Bürger einer neugegründeten Stadt, welcher das Marktrecht verliehen war, geradezu *mercatores* genannt (*mercatoribus circumquaque convocatis id forum decrevi incipere et excolere — — unicuique mercatori aream in constituto foro distribui — mercatores mei et posterii eorum hoc privilegium [d. h. das Stadtrecht] in evum obtineant*). Es ist daher gewiss kein Zweifel, dass diese einheimischen *mercatores* (d. h. die Bürger und Einwohner der Stadt) den in Art. 4 der Handveste genannten „*advenientibus*“ während der Märkte gleichgestellt waren.

Schliesslich verdient noch der Art. 17 besondere Beachtung, wonach dem Zöllner die Verpflichtung obliegt, die Brücken in den Stadtwällen wohl zu unterhalten und allen Schaden zu ersetzen, der infolge von Missachtung dieser Vorschrift dem aus- oder eingetriebenen Vieh zustossen würde. Es wird also hier der Zoll als eine Gegenleistung an das Gemeinwesen zunächst für den Unterhalt der Verkehrswege betrachtet, eine Auffassung, der wir später bei dem Geleit wieder begegnen werden. Sie beweist, dass die damalige Zeit noch weit davon entfernt war, den Zoll als eine hauptsächlichliche Einnahme des Staates oder gar als einen Regulator des Verkehrs und der Industrie anzusehen.

An dieser Stelle ist auch auf Art. 10 der Handveste aufmerksam zu machen. Er lautet: *preterea vobis regia benignitate concedimus, ut annonam, vinum et omnes res alias libere vendatis et ematis, quandocumque vobis placuerit, sine omni gravamine et banno*.

Es wäre unrichtig, hieraus den Schluss zu ziehen, es seien die Bürger der Stadt oder auch nur die Kaufleute von jeder Verkehrsabgabe, also auch von den Zöllen befreit worden. Diese Auffassung steht sowohl mit der Handveste selbst, die in Art. 16

nur einzelne Stände vom Zolle befreit, als auch mit allen späteren Verordnungen in völligem Widerspruch. Der Art. 10 bezieht sich offenbar nur auf die persönliche Freiheit eines jeden Verburgrechteten, in der Stadt unter den gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen Handel zu treiben. Diese Freiheit soll eine unbedingte sein und durch keine Einschränkung (*gravamen*) beeinträchtigt werden, namentlich auch nicht durch das Vorrecht einzelner, ihre Produkte und Waren früher als andere zum Verkauf zu bringen (*bannum*).

b. Der Zoll bis zum Schlusse des XIV. Jahrhunderts.

Über die Entwicklung der Zollverhältnisse in der Zeit nach der Handveste haben wir in den vorhandenen Urkunden bis zum Beginne des XIV. Jahrhunderts gar keine und bis zum Schlusse desselben nur sehr spärliche Anhaltspunkte. Einen wichtigen Schritt zur Erwerbung seiner Hoheitsrechte in Zollsachen machte Bern im Jahr 1315 durch den Abschluss eines Vertrages mit dem Grafen Hugo von Buchegg, welchem König Heinrich VII. im Jahr 1312 für eine Schuld von 120 Mark den Zoll zu Bern und die zu jährlich 12 Mark Silbers veranschlagten Abgaben der dortigen Cawertschen versetzt hatte. Diese Pfandschaft löste die Stadt um 240 Mark ein und gelangte dadurch vorerst in den pfandweisen Besitz der Zollhoheit (*Fontes IV*, S. 639, 644). Aus folgender Bestimmung ergiebt sich übrigens, dass Bern den Zoll schon vor dieser Erwerbung bezogen hatte:

„daz wir (Graf von Buchegg) si (die Berner) noch ir nachkomen nit süllen bekúmerren noch beswerren an gericht noch usseront, mit uns noch mit nieman an únser stat, umbe die nütze, so si von dem zolne und dien kauwersin untz an disen hütigen tag hant genomen, und umbe den schaden, so uns da von ist ufgestanden.“

Als Folge des Vertrags sehen wir am Schlusse des XIV. Jahrhunderts alle, die „der statt recht hatten“ von dem Pfundzoll befreit. Die Thatsache, dass der Bernerzoll für eine Schuld des Königs verpfändet war, leistet auch den direkten Beweis, dass der in der Handveste geordnete Zoll königlicher Zoll war

und auf Rechnung des Reiches erhoben wurde, wie sich dies übrigens schon aus den Bestimmungen der Handveste ergibt, die nirgends eine Verleihung von Hoheitsrechten in Zollsachen an die Stadt aussprechen, sondern in den Zollbefreiungen den Besitz dieser Rechte in der Hand des Königs voraussetzen.

Dass unter der Herrschaft der Handveste der Handel der neugegründeten Stadt rasch aufblühte und sich räumlich weithin entwickelte, ergibt sich schon aus dem Bestande des Kaufhauses, und ist auch dadurch bezeugt, dass schon im Jahre 1314, Januar 30., die Städte Bern und Nürnberg es in ihrem Vorteil fanden, einen Vertrag über gegenseitige Zollbefreiung abzuschliessen (Fontes IV, S. 573). Dieser Vertrag bietet auch insofern kein geringes Interesse, als ähnliche gegenseitige Zollbefreiungen zu den seltenen Ausnahmen gehören. Unter den sämtlichen im Register von Band I der Eidgenössischen Abschiede aufgeführten sehr zahlreichen Staatsverträgen, die Bern im XIII. und XIV. Jahrhundert mit fremden Staaten und schweizerischen Orten und Herrschaften abgeschlossen hat, findet sich kein einziges Beispiel, in dem Zollbefreiung zugesagt worden wäre, wohl aber solche, in denen das Gegenteil ausdrücklich vorbehalten ist, so in den Verträgen mit den Nachbarstädten Freiburg (1243, Nov. 20.) und Solothurn (1351, Nov. 22.), und es lässt sich darum im allgemeinen behaupten, dass in dieser Periode nur schwache Spuren vertraglicher oder, wie wir heute sagen, internationaler Ordnung der Zollverhältnisse vorkommen.

Die sprungweise Darstellung, zu der wir aus Mangel an Quellen gezwungen sind, bringt uns erst wieder für den Beginn des XV. Jahrhunderts auf einen sichern Boden. Aus dieser Zeit besitzt das städtische Archiv von Bern einen um 1435 geschriebenen Zoll- und einen Geleitstarif. (Altes Polizei-, Eid- und Spruchbuch.) Diese Tarife, sowie das älteste vom Staatsarchiv aufbewahrte Zollbuch I (1540) enthalten, wie wir zeigen werden, teilweise altes Recht.

Zu Anfang des XV. Jahrhunderts treffen wir in Bern auf folgende Zölle:

1. Pfundzoll.
2. Kaufmannszoll,
3. Geleit,
4. Brückenzoll.

Wir besprechen vorerst die Natur und Bedeutung dieser Abgaben und sodann das Verfahren bei der Zollabfertigung. Dieser Besprechung lassen wir hier den ältesten Zolllarif vorgehen:

Umb den zoll zů Bern.

- Item von der landren an der Matten von ieglichem schiff V ß ze hofstat zins.
 Item von ie dem schiff VIII schů wit I ß, es werd hie gemacht oder kom von Thun.
 Item von ieglichem fůder laden VI dn., wz durch die brugg gat.
 Item von ieglichem M schindlen II dn.
 Item von eim hundert latten III dn.
 Item von I gefierten holtz I dn.
 Item von zwein raffen I dn.
 Item wer nit der stat recht het, der git phunt zoll, III dn. von dem phunt was er koufft oder verkoufft.
 Item ein ganz schůrliez vardel V ß III dn.
 Item zwei halbi V ß III d.
 Item ein phunt¹⁾ isen V ß III d.
 Item ein sům ōlis V ß III d.
 Item hundert segesen V ß III d.
 Item ein centner saffrat II d.
 Item hundert leders III d, weler ley dz ist.
 Item hundert hůten VIII ß III d was hie durch gat, wz aber koufft wirt, git phunt zoll.
 Item gend die heimschem²⁾ und frůmden von eim swin, dz hie durch gat, XVIII dn. alter můncz.
 Item von hundert schaffen XII ß ungelt alter můncz.
 Item von eim roß III d
 Item von eim swin III d
 Item von eim rind III d } was uff dem merkt verkoufft wirt und der der stat recht nit hat.
 Item git man obnan in dem koufhus von ieglichem staffel V ß.
 Item wer tůch sament verkōfft, der git von ieglichem tůch VI dn.
 Item gend die messer des tůches von ieglichem tůch, dz LX eln oder darůber hat, III d husgelt.

¹⁾ In einer Abschrift des Tarifs (Zollbuch I) ist beigefügt: *bringt vom Centner ein schilling*. Ein Pfund ist also ein Gewicht von cirka 5 Centnern. ²⁾ sic.

- Item git ein heimscher von eim phunt isens II ß
 Item git ein heimscher von eim schürlicz fardel II ß } ze husgelt.
 Item von eim hundert segesen II ß, wz hie durch gat }
 Item ein hundert segesen, dz hie gesmit wirt, git XVI ß VIII d, und schmidet
 es ein frömder, der git den zoln.
 Item wer ðli hinnan fürt heimscher, der git von eim sòm II ß ungelt.
 Item von eim centner anken, der durch verkouffens wegen uff gewin hinnan
 fürt, III dn. ungelt.
 Item von eim centner smerws III d.
 Item von eim centner unsplit III d.
 Item swinis smalcz III d.
 Item von einer ballen stachels heimscher und usserer III d.
 Item von eim sòm ragkisens¹⁾ VI d.
 Item von eim linwatt fardel II d zoll und VI dn. ze husgelt und waglon.
 Item von einr schiben salcz III ß und als digk die verkoufft wirt II ß.
 Item von eim hundert butel tûchs } VI d, II zoln und III husgelt und
 Item von eim vardell papir } waglon.
 Item von eim hundert, der nit ab dem wagen kumt, II d zoll und II d
 husgelt.
 Item von eim stúpchk²⁾ buchs II ß ze husgelt an den waglon.
 Item ein mandelfas II ß.
 Item weler heimscher ein ziger durch gewinnes willen hinnan fürt, III d von
 I ziger.
 Item weler ein hie koufft, der der stat recht nit enhat, git III dn.
 Item von ieglichem tûch, das hie durch gat, gefarwt oder nit, Lamparcz
 oder nit, III d, wird von eim halben II d.
 Item kein ritter, priester, múnch von irem gût, dz si bruchend, gend zoln.
 Item noch edel lût.
 Item dis stet gend keinen zoln: Friburg, Löppen, Burgdorff, Bisuncz, Hag-
 nõw, Nürenberg.

1. Der Pfundzoll.

Aus dem Zolltarif erfahren wir, das um 1435 der Pfundzoll noch ganz so fortbestand, wie wir ihn in der Handveste finden. „Alles und jedes“, was in der Stadt Bern verkauft wird, ist mit vier Haller von jedem Pfund (20 ß) des Kaufpreises zu versteuern. Eine Änderung war nur insoweit eingetreten, dass der Pfundzoll nur von denen bezogen wurde,

¹⁾ (Auch im Freiburgerstadtrecht) Stangeneisen. ²⁾ = stübich, Packfass.

„die nit der stat recht hatten“. Die Zollfreiheit wurde auf weitere Kreise ausgedehnt, indem zu den Mönchen, Klerikern und Rittern der Handveste nach dem Zollltarif noch „die edel lüt“ kommen, sowie, ausser der Stadt Nürnberg, die Städte Freiburg, Laupen, Burgdorf, Besançon und Hagenau.

2. Der Zoll auf Kaufmannsgütern.

Während der Pfundzoll mehr den Charakter einer Handelssteuer hat, liegt in dem Tarif von 1435 eine Abgabe vor, die genau den heutigen Eingangszöllen entspricht. Die Waren werden nach ihrer Natur klassifiziert und der Tarif setzt nach einer bestimmten Gewichts- oder Masseinheit (Saum, Zentner, Vardel, Pfund etc.) den Zoll derselben fest.

Mit dem Kaufmannszoll in Verbindung steht

3. Das Geleit.

Das Geleit verdient eine besondere Beachtung auch deshalb, weil durch die einschlägigen Vorschriften die damalige Vorstellung über die Pflicht des Staates zum Schutze des öffentlichen Verkehrs in das Licht gestellt wird. Die Handveste spricht sich darüber in Art. 4 in folgender Weise aus: Omnibus advenientibus tempore publici fori theloneum condono et pacem et securitatem rebus et corporibus eorum, tam veniendo quam recedendo regia libertate promitto.¹⁾

¹⁾ Von der Unsicherheit der Strassen und der Mangelhaftigkeit des Rechtsschutzes enthalten die Eidg. Abschiede (I, S. 25) aus dem Jahre 1346 ein sehr drastisches Beispiel. „Sechs Knechte“ aus dem Wallis hatten in Ursern auf freier Reichsstrasse an Kaufleuten einen Raub begangen. Die Sache wurde dadurch erledigt, dass die Räuber öffentlich schwuren, dem Vogt und den Thalleuten von Ursern und allen, welche die Strasse brauchen, zu allen Zeiten an Leib und Gut unschädlich zu sein. Ferner wurde dann zwischen mehreren Walliser Gemeinden (denen die Räuber angehörten) und der Gemeinde des Thales Ursern vereinbart: wenn einer der sechs Knechte den Eid nicht hielte, so sollten die Walliser nicht rächen, was dem Eidbrüchigen widerführe, sondern über sie als „schädliche Leute“ richten und sie ausliefern!

Die Bedeutung des Geleites geht hieraus klar hervor; die Erteilung desselben hatte die Wirkung des „gebotenen fridens“, der aber nur so lange dauerte, als die Messe und während der Zeit des Hin- und Rückweges zu und von derselben. Diese Beschränkungen fielen nur dann weg, wenn freier „Handel und Wandel“ allgemein für die Dauer eines Vertrages zugesagt war. Derartige Vertragsbestimmungen waren aber selten und zwar auch in Fällen, wo sie erwartet werden sollten. So enthält der Bernerbund (1353, März 6) kein Wort weder über Zoll noch Geleit und das gleiche gilt bezüglich des Geleites von den Verträgen mit Freiburg und Solothurn. Dagegen schloss die Stadt mit den Grafen von Greyerz einen Vertrag (1342, Dezember 2), worin sich diese verpflichten, denen von Bern und den Ihrigen freien und sichern Wandel und Verkehr auf ihrem Gebiete zu geben. Sehr bemerkenswert ist der im Jahr 1389, Dezember 28., mit dem Grafen zu Mümpelgard abgeschlossene Vertrag, der festsetzt, dass die von Bern, Zürich, Solothurn und Biel mit ihren Angehörigen und Verbündeten in seinen Landen und umgekehrt die seinigen im Gebiet dieser Städte für Leib und Gut auf viermonatliche Kündigung freien Wandel und Sicherheit erhalten. Ähnliche Terminierungen sind in dieser Zeit auch unter andern Kontrahenten nicht selten. So anerbietet die Stadt Basel im Jahre 1269 den Burgern von Strassburg unter Vorbehalt des Gegenrechtes sicheres Geleit für Leib und Gut, zu kommen und zu weilen und wieder heimzukehren bis zum 3. März (*ad instantem mediam quadragesimam*).

Weitere Beispiele finden sich in den schon oben angeführten, im ersten Bande der eidgenössischen Abschiede enthaltenen Bündnissen und Vereinigungen, die Bern im 13. und 14. Jahrhundert abschloss. Sie leisten alle den Beweis, dass damals der staatliche Schutz des Handels und Verkehrs, den wir heute als eine völkerrechtliche Pflicht betrachten, unbekannt war. Wenn auch der Staat den Strassenraub bestrafte — was übrigens, wie wir aus dem Beispiel von Ursern gesehen haben, nicht immer der Fall war — so anerkannte er hierfür nach aussen keine

Verbindlichkeit und die heutige polizeiliche Vorsorge zur Verhinderung solcher Verbrechen war vollends seinem freien Ermessen anheimgestellt. Wer nicht durch einen Vertrag seines Heimatstaates geschützt war, musste sich diesen Schutz für Leib und Gut in jedem einzelnen Falle erwerben, d. h. durch Bezahlung einer Geleitsgebühr erkaufen. That er es nicht, so lag die Gefahr völlig auf seiner Seite. Diese privatrechtliche Auffassung des Geleites als Leistung und Gegenleistung findet in einer Urkunde aus dem Jahr 1288, September 17 (Fontes III, S. 460), deutlichen Ausdruck, indem die Erhöhung einer Geleitsabgabe damit begründet wird, dass die Kosten des Geleites mit der bisherigen Gebühr nicht mehr bestritten werden können (*pedagogium hactenus recipi consuetum onera conductus non valet supportare*).

Worin bestand die Leistung des Geleitgebers? In den ältesten Zeiten ohne Zweifel in der Stellung einer bewaffneten Eskorte, worauf auch die eben angeführte Stelle hinzuweisen scheint, aber schon für das XIII. Jahrhundert finden wir in unsern Quellen keinen direkten Beweis dafür, dass diese Art des Geleites regelsweise fortgedauert hätte, wenn sie auch in ausserordentlichen Fällen noch ihre Anwendung gefunden haben mag.

Zur Zeit der Handveste konnte derjenige, der sich gegen widerrechtlichen Schaden schützen wollte, von dem Geleitsherrn kein effektives Geleit, sondern im Fall der Schädigung nur Rückgabe des Raubes oder Schadensersatz verlangen, beides aber unter der Bedingung, dass er den Räuber namentlich bezeichnete (Art. 4: *et si aliquis mercatorum fuerit tempore fori spoliatus si predatorem nominaverit aut reddi faciam aut persolvam*).¹⁾ Weil das Mass dieser Entschädigung von dem erlittenen Schaden und dieser von dem Werte der geraubten

¹⁾ Belehrende Aufschlüsse enthält ein 1397, August 12., zwischen Bern und Wallis und Gemeinden des Eschenthals abgeschlossener Vertrag (Eidg. Absch. I, 454).

Gegenstände abhing, so lag es nahe, nach diesem Werte auch die Geleitsgebühr zu bestimmen und für jede einzelne Warengattung einen besonderen Tarif aufzustellen. Der älteste vorhandene Berner-Tarif, der etwas jünger sein mag als der Zolltarif, lautet:

**Die ordnung des gleites und die
schatzung umb iegklich stügk.**

- Item ein zentner saffran I guldin, tüt ein ball I½ zentner.
 Ein zentner spetzery IIII β, tüt I fardel I½ zentner I qr.
 Ein zentner ris, mandel, trübel, figen II β.
 Ein zentner wachs IIII β.
 Ein zentner bounwullen IIII β.
 Ein zentner Flemscher wullen IIII β.
 Ein zentner zugker IIII β.
 Ein zentner gmeiner wullen II β.
 Ein söm ölis IIII β, oder aber ein geiß XVIII d.
 Ein zentner bendlen III β.
 Ein zentner wisleder II½ β.
 Ein zentner wetzstein II β.
 Ein zentner kuppfer, zin, möschingdratt oder sust Nuremberg geschmid,
 gitt zü gleitt XVIII d.
 Ein hundert segensen V β, tüt ein hundert III zentner.
 Ein zentner swert brönd¹⁾ XVIII d.
 Ein phunt isen X β.
 Ein ball stachel I β.
 Ein burdi isen I β.
 Ein hering tona II β.
 Ein strouw bugking XVIII d.
 Ein gantz buchfas²⁾ XII β.
 Ein halb buchsfas VI β.
 Ein schib saltz II β vel I β.
 Ein hundert leder II β vel I β.
 Ein Schafhuser schiff I lb.
 Ein rintzhutt IIII d.
 Ein jud I guldin, oder dar nach er ist und hatt, und III würffel³⁾
 Ein fuder wins VIII β.
 Ein zentner fedren II β.
 Ein söm honges II β.

¹⁾ Schwertklingen? ²⁾ sic. ³⁾ und III würffel Zusatz von späterer Hand.

- Ein sòm ragkisens XVIII d.
 Ein zentner pappir II ß.
 Ein zentner strël II ß.
 Ein zentner piffli II ß.
 Ein malter haber III d.
 Ein malter vësen VI d.
 Ein malter swers korns I ß.
 Ein visch búthin VI d.
 Ein ziger III d.
 Ein kës III d.
 Von eim rôrli¹⁾ vas, dar inn sint III schiben, VI ß uel III ß
 Von eim zentner unslit I ß.
 Von eim zentner smer I ß.
 Von eim zentner schmaltz I ß.
 Ein hundert fúchs V ß.
 Von eim thuseng lampfel X ß, wigt ein thuseng III zentner.
 Ein hundert marder I lb.
 Von eim hundert iltes X ß.
 Ein zentner eichorn X ß.
 Von eim thuseng kúnell, wigt ein zentner, VI ß.
 Ein burdi wegensen²⁾ I ß.
 Von eim zentner búmôli III ß.
 Spangrün³⁾, roti und sust ieglicherley farw, gilt I zentner III
 ß nota vel III ß.
 Ein zentner endrich III ß.
 Von eim zentner aland⁴⁾ II ß, tútt ein aland sagk I zentner.
 Ein zentner sigelfarw gesotten, als es von Friburg kumpt, II ß.
 Von eim zentner búteltúch VIII ß, túnd VIII túch I zentner.
 Ein zentner gúrtelwerk II ß.
 Ein zentner vilczhútt und sust hútt II ß.
 Von eim arras⁵⁾ III ß.
 Ein halber arras II ß.
 Von eim gúttten gevarwtem túch III ß, túnd III ein zentner oder fúr
 ein zentner IX ß vel VII ß.
 Ein zentner linwat, als mans niden har uff bringt X ß.
 Von einr schúrlitzballen, da III schúrlitz vardel inn sint, I guldin.
 Ein schúrlitz vardel I ort eins guldin, der III I ballen túnd.
 Von eim linwatt vardel † ort eins guldin.

¹⁾ Nach Stalder: leichtes Fässchen für trockene Dinge. ²⁾ Pflugschar. ³⁾ = vi-
 ride hispanicum (daher: Grünspan). ⁴⁾ eine Pflanze: inula helenium. ⁵⁾ Gewebe aus
 Wolle.

Ein wiß Strasburg tûch I ß, tûnd V wiß tûch II zentner.
 Von eim gräwen tûch II ß.
 Ein berwer¹⁾ I ß.
 Von eim linwat stugk oder einwel VI d, oder dar nach es ist.
 Ein zentner seiffen I ß.
 Von eim risen pappirs III d.
 Ein zentner bendlen III ß.
 Von eim zentner silbers XVIII d.
 Ein zentner erde, dar uß man varw macht, II ß.
 Von eim schürnitztûch VIII d.

Da neben dem Geleit noch der Zoll bestand, so ist es erklärlich, dass später beide Abgaben in eine einzige vereinigt und die Ausdrücke Zoll und Geleit ohne Unterscheidung gebraucht wurden. Ohne auf die sprachlich und sachlich wichtigen Einzelheiten unseres Geleittarifes einzutreten, machen wir nur darauf aufmerksam, dass die Geleitsgebühren wesentlich höher sind als die Zollsätze, was vielleicht mit den Kosten des alten bewaffneten Geleites im Zusammenhang steht.²⁾

4. Der Brückenzoll.

Vom Brückenzoll erhalten wir durch die Rechnungen indirekt Nachricht, indem sie des „brüggsumer“ erwähnen, d. h. der Getreideabgabe, die von den Umwohnern der Stadt jährlich einmal anstatt des Brückenzolls entrichtet wurde. Der Brückenzoll, ein Entgelt für die Benützung der Brücke, betrug gewöhnlich einen Pfennig für eine Person, zwei Pfennige für „ross und man“ (vgl. Zollbuch I). Der Brugsumer der Umwohner bestand zu Güminen (Zollbuch I) in der Abgabe von „2 meß roggem und dem zolner ein lib brot“. Alle die sie entrichteten, waren, wie die Quellen sich ausdrücken, „im sumer“ und dadurch frei von Brückenzoll. Das Wort Brugsumer hat sich im Berner-Gebiet bis in das XVII. Jahrhundert erhalten, später wurde es ersetzt durch „Brüggenmäss“. Neben Brugsumer erscheint auch der Ausdruck „bruggmütt“.

¹⁾ Vgl. Grimm W. B. I. 1539: berwermantel. ²⁾ Falkes gegenteilige Behauptung (l. c. S. 136) trifft für Bern wenigstens nicht zu.

Das Verfahren bei der Verzollung.

Der Bau eines Kaufhauses gab im Jahr 1373¹⁾ zu dem Gesetz Veranlassung, dass von nun an „alle Kaufmanschaft“ nach dem Kaufhause gebracht und dort verkauft werden müsse. Wer dagegen handelt, soll ein Jahr „von der stat faren“ und 10 lb. zu Einung geben. Das Kaufhaus wird von dem „Kaufhausmeister“ verwaltet und es geloben die Bürger, ihn und sein Gesinde getreulich zu beschirmen.

Die Pflicht alle Einfuhr in das Kaufhaus zu verweisen lag dem Thorwart ob. Bei ihm waren auch alle „kleinfügig sachen“ zu verzollen, „davon die landlüt zoll söllent geben, als käs, ziger, vech und derglichen ding“ und ferner hatte er das „Wortzeichen“ als Ausweis der Bezahlung von Zoll und Geleit bei der Ausfuhr abzunehmen. Im Jahr 1548 (Zollbuch I, S. 37) war dieses Wortzeichen „ein gestampfter halber bär“.

Der Kaufhausmeister hatte die Waren in Empfang zu nehmen und aufzubewahren, wofür eine besondere Gebühr (das husgelt) zu entrichten war.

Im Kaufhaus fand die Zollabfertigung durch den Geleitsmann und den Zollner statt, und zwar nach folgenden Regeln:

Alle Waren, die die Stadt passieren oder in das Kaufhaus gebracht und von dort wieder unverkauft ausgeführt werden, bezahlen das Geleit und daneben keinen andern Zoll, weder Kaufmanns(Tarif)zoll, noch Pfundzoll.

Die Kaufmannsgüter dagegen, die durch das Kaufhaus an den Empfänger gehen, bezahlen ausser dem Geleit den tarifmässigen Zoll.

Werden diese Waren in der Stadt wieder verkauft, so ist davon von denen, „die nit der stat recht haben“, der Pfundzoll zu entrichten.

Bei dieser Einrichtung bildete das Kaufhaus der Stadt eine Art von Freihafen, indem der Kaufmann, der seine Ware aus

³⁾ Urk. d. d. 1373, März 7., abgedruckt Soloth. W. 1829, S. 569.

dem Kaufhaus ausser die Stadt verkaufte nur das Geleit, keinen Zoll zu bezahlen hatte.

In Bezug auf die Erhebung des Pfundzolles ist zu bemerken, dass nach der unzweideutigen Vorschrift des Zollbuches der Verkäufer diesen Zoll zu bezahlen hatte. Dasselbe nennt „die Kauflüt, Kremer oder ander, so mit gewerben und Kaufmansschätzen umbgand“, und verpflichtet sie, sich mit dem Zollner „umb den pfundzoll zu verrichten, und umb dasselbe, so sy verkauft und gelöst, mag der Zollner iren trüwen glauben“ (Zollbuch I, S. 63).

Der Geleitsherr und der Zöllner hatten dies Geleitgeld und den Zoll sofort in den „stogk“, d. h. in die Kasse des Kaufhauses zu legen und durften nicht mehr als für einen Gulden kleiner Münze zum Wechseln zurückbehalten. (Vgl. Eidbuch aus dem XV. Jahrhundert, Staatsarchiv Bern.) Daraus erklärt sich, dass in unsern Rechnungen das Geleitgeld nicht ausdrücklich erwähnt wird, es erscheint hier, gleich wie ein Teil der Zollgelder, unter dem Titel „von dem gewingne (Einnahme) in dem köfhus“ oder „usser dem stogk in dem köfhus.“

C. Schiffe, Lände und Flösse.

Unter den regelmässigen Einnahmen liefert diejenige von Schiffen, von der Schifflände (landra) und von den Flössen den geringsten Ertrag. Der oben mitgeteilte (S. 666) Zolltarif rechnet diese Einnahmsquelle zum Zoll. Wie jedoch der Zolltarif selbst andeutet und das Zollbuch I genau erklärt, handelt es sich bei der Einnahme von Schiffen nicht etwa um einen Durchgangszoll, sondern um eine Gebühr, die von den Schiffbauern für jedes von ihnen erstellte Schiff zu entrichten war. Das Zollbuch I sagt nämlich:

Denne ist ze wüssen von wegen der schifflüten, so hie in der landeren an der Matten schiff machen, das sy von iedem schiff, dasselbig sye klein oder gross, für zoll geben söllend namlich zechen schilling, da zucht man den dritten pfennig dannen, den mögend die schiffüt vertrinken.

Dessglichen die schiff, so zu Thun gemachet werden, die söllend ouch, sy siend klein oder groß, mit zechen schillingen verzollet werden und der dritt pfennig darvon, wie vorstat, abgezogen werden.

Die Einnahme von der Lände an der Matte bestand, wie der Zolltarif angiebt, aus dem „hofstatzins“, d. h. aus der Platzgebühr der dort stationierten Schiffe. Sie betrug nach dem Tarif 5 ß für ein Schiff und die nämliche Taxe scheint auch von 1375—1384 (vgl. Beilagen zu den Stadtrechnungen) erhoben worden zu sein.

Einen eigentlichen Durchgangszoll bezahlten die Flösse, sowie nach dem Zolltarif überhaupt Holz „wz durch die brugg gat“.

Von Schiffen, von der Lände und von den Flössen gingen ein:

1377 : 14 lb. 1382 : 17 lb.

D. Steuern, Tellen, Zinse und andere Fälle.

Unter diesem Titel erscheinen in jeder Rechnung neben Ungeld und Zoll eine Anzahl weiterer Einnahmeposten, deren hauptsächlichste der Titel selbst namentlich bezeichnet. Unter den „andern vellen“ begreift die Rechnung: „gewinn“ (d. h. Einnahmen) der Kaufhausverwaltung; Gebühren für die Aufnahme in das Burgrecht und für die Entlassung aus demselben; Gebühren, die von den zu Meistern eines Handwerks ernannten zu entrichten waren; Bussengelder; Schlagschatz; Erträgnisse des Salzverkaufs; ¹⁾ Abgaben der Lamparter und andere mehr zufällige Einnahmen. Von den Zinsen, die der Stadtkasse zufielen, sind zu erwähnen die Zinse von den Sägen, Schleifen und „blöwen“, von den Speichern und Türmen, von den Fleisch-

¹⁾ Der Salzverkauf war städtisches Regal, das im Halbjahr 1378/II (Rechnungen, S. 107 a) 175 lb. abwarf. Bis 1381 wurde das Salz von der Stadt selbst feilgehalten, nachher scheint eine andere Ordnung für den Salzverkauf Platz gegriffen zu haben. Vgl. Rechnungen, S. 204 b.: „Von zwoin temperziten ze wienacht und ze vasnacht von Peter von Grafenried, als er ufgenomen hat von dien schiben in dem köfhus, sider sant Martinstag, alz die burger das saltz nit mer veil hatten.“

und Brotbänken, von den Bänken vor den Barfüßern; ferner die Zinse zu Höchstetten, in der Gibelegg, zu Habstetten, Heitenwil und Mülinen. Die Haupteinnahmen liefern jedoch: 1. die Vermögenssteuern oder, wie die Rechnungen sagen, „stüren und tellen“, indem sie die Bezeichnung „tell“ vorzugsweise für die Bürger- und Ausburgersteuer, „stür“ für die Steuer der übrigen Steuerpflichtigen brauchen, und 2. der Böspfennig.

Der Besprechung der Tellen müssen wir notwendig eine Zusammenstellung der Rechnungsergebnisse in den Jahren 1375—1384 vorausgehen lassen.

1375/II Einnahmen 25,530 lb. alter Pfennige oder (4 lb. alter Pfennige = I lb. neuer [Angster] Pfennige) = 6382 lb.
Ausgaben 21,586 lb. alter Pfennige oder (4 lb. alter Pfennige = 1 lb. neuer [Angster] Pfennige) = 5396 lb.

1376/I Einnahmen	4968 lb.	1377/I Einnahmen	3226 lb.
Ausgaben	5351 lb.	Ausgaben	3449 lb.
1377/II Einnahmen	1889 lb.	1378/II Einnahmen	1548 lb.
Ausgaben	1769 lb.	Ausgaben	1499 lb.
1379/II Einnahmen	1386 lb.	1380/II Einnahmen	1681 lb.
Ausgaben	1388 lb.	Ausgaben	1752 lb.
1381/II Einnahmen	2872 lb.	1382/I Einnahmen	3067 lb.
Ausgaben	2513 lb.	Ausgaben	2955 lb.
1382/II Einnahmen	1336 lb.	1383/I Einnahmen	11,495 lb.
Ausgaben	1647 lb.	Ausgaben	12,889 lb.
1383/II Einnahmen	5051 lb.	1384/I Einnahmen	4662 lb.
Ausgaben	5693 lb.	Ausgaben	4823 lb.

Nach dieser Zusammenstellung schliessen fünf Rechnungen mit einem Einnahmeüberschuss, acht mit einem Verlust. Eine Steuer wurde während dieses Zeitraums zweimal: im Jahr 1375/II und 1381/II erhoben, und, nach den Einträgen von Tellen in

der Rechnung von 1378/II zu vermuten, sehr wahrscheinlich auch im Jahre 1378/I, wofür aber die Rechnung fehlt. Der Rechnungsüberschuss ist mit Ausnahme desjenigen der Rechnung 1377/II überall auf eine Einnahme von Tellen zurückzuführen.

Die Tell von 1375/II ist die älteste Vermögenssteuer aus dem XIV. Jahrhundert, über die wir zuverlässige Nachrichten besitzen. Sie wurde dadurch veranlasst, dass Bern gegen die Verpfändung von Thun dem Grafen von Kiburg im Jahr 1375 bis Fasnacht 1376 die Summe von 20,100 Gulden zu zahlen hatte. Hieran zahlte die Stadt im zweiten Halbjahr 1375: 5464 Gulden oder 16,397 lb. alter Pfennige und im folgenden Halbjahr (1376/I) 3328 Gulden. Der Rest kommt in den Stadtrechnungen nirgends zum Vorschein und ist höchst wahrscheinlich mit geliehenem Geld abbezahlt worden, über dessen Verwendung, wie schon bemerkt, eine getrennte Rechnung bestand. Durch die Zahlung der 5464 Gulden stiegen im Jahr 1375/II die die Ausgaben der Stadt auf 21,586 lb. alter Pfennige oder 5396 lb. neuer (Angster) Pfennige. Ihnen standen an Einnahmen folgende Erträgnisse gegenüber:

1. grosses Weingeld . . .	1508 lb. 12 ß
2. Zoll	108 lb. 14 ß
3. kleines Ungeld	26 lb. 1 ß
4. Schiffe	11 lb. 15 ß
	<hr/>
	1655 lb. 2 ß
+ Zinse und andere Fälle .	1408 lb. 14 ß
	<hr/>

Zusammen 2063 lb. 16 ß alter Pfennige oder 516 lb. Angster Pfennige, d. h. eine Summe, die nicht einmal 10 % der Ausgaben darstellt.

Von der Vermögenssteuer, die den Ausfall zu decken hatte, ging im Jahr 1375/II ein:

1. Von der Steuer in der Stadt .	11,900 lb. alter Pf.
2. " " " auf dem Lande	7,061 " " "
3. " " " der Freien . .	2,104 " " "

Zusammen im Jahr 1375/II 21,065 lb. alter Pf. oder
5266 lb. Angster Pf.

Nachträglich gingen ein 1376/I . . .	2246 " " "
" " " 1377/I . . .	448 " " "

Summa der in den erhaltenen Rechnungen
ausgewiesenen Steuer von 1375 . . . 7960 lb. Angster Pf.

Leider fehlt die Rechnung 1376/II, in der sehr wahrscheinlich, wie in der Rechnung 1377/I, nachträglich eingegangene Steuerbetreffnisse des Vorjahres verrechnet waren.

Wir können daher weder den Steuerbetrag noch die Höhe des Steuerkapitals genau berechnen, dagegen bieten uns immerhin die Rechnungen einige Aufschlüsse über die Art der Besteuerung. Steuerpflichtig waren die Bürger, Ausburger und die Freien. Darnach wird unterschieden: 1. „die tell in der stat“ oder „die indre tell“, 2. „die ussre tell“, 3. „der vrijen stúr“. Die alte Einteilung der Stadt in Viertel kam auch bei der Steuererhebung in Betracht, indem der Venner eines jeden Viertels die Steuer von den Bewohnern seines Quartiers zu beziehen hatte. Die Ausburger waren ebenfalls in vier Bezirke ausgeschieden und jeder Venner hatte ausser in seinem städtischen Viertel noch in einem Ausburgerbezirk die Steuer einzuziehen. In vier Abteilungen waren endlich auch die Freien zum Zweck der Steuererhebung getrennt. Die Venner wurden beim Bezug der Ausburgersteuer von je einem Beamten unterstützt, der sehr wahrscheinlich als der Vertreter der Zweihundert anzusehen ist, während der Venner selbst den Rat vertritt.¹⁾ Als Beigeordnete

¹⁾ Die Ausburgersteuer von 1402 (vgl. Rechnungsbuch 1394—1418, S. 171) ward „ie zwein, nemlich einem dez rātes und einem der CC enteil empholn in ze ziehenne“. Vertreter dieser beiden Behörden bezogen auch die städtische Steuer von 1458 (vgl. den Steuerbeschluss, S. 690).

der Venner bezeichnen die Beilagen zur Rechnung von 1375/II Chün von Sedorf für Peter Öyers Viertel, Ulrich von Buch für Dietschis Viertel, Johans von Diesbach für Thomas Biderben Viertel. Der Bezug der Freiensteuer wurde nicht von den Vennern sondern von besonders dazu bezeichneten Burgern — je zwei für eine der vier Abteilungen — besorgt.

Aus den Beilagen zur Rechnung 1375/II ist ersichtlich, dass zunächst die Tell in der Stadt und zwar um Michaelistag erhoben und erst später mit der Erhebung der äussern Tell begonnen wurde. Die Venner und Steuerbeamten lieferten die Eingänge bald alle vierzehn, bald alle acht Tage ab; bestimmte Termine für die Ablieferung waren, wie es scheint, nicht vorgeschrieben.

Die Steuer von 1381/II wurde durch keine ausserordentlichen Ausgaben veranlasst, sondern diente lediglich zur Bestreitung der gewöhnlichen Bedürfnisse der Stadtverwaltung. Sie war bedeutend geringer als die Steuer von 1375/II und warf bloss einen Ertrag von 2988 lb. ab. Auch diese Steuer setzt sich, gleich der von 1375/II, zusammen aus der städtischen, äussern und Freiensteuer, doch sind hier die beiden ersten nicht getrennt aufgeführt. Das Halbjahr 1381/II zeigt eine Ausgabe von 2513 lb., der an ordentlichen Einnahmen aus Weinungelt, Zoll, kleinem Ungelt und Schiffen bloss 645 lb. und zudem an Einnahmen aus Zinsen und andern Fällen 293 lb., im Ganzen 938 lb. gegenüber standen. Durch die Steuer waren also beinahe 63 % der Ausgaben zu decken.

In der Rechnung von 1384/I (S. 322 b) ist die Rede von einer Steuer „denne als man uff die usburger tell leit an dem ersten mendag nach mittem meijen“. Die Steuer wird aber in diesem halben Jahre noch nicht als Einnahme verrechnet, sondern es erscheint bloss ein Teil der durch den Steuerbezug entstandenen Kosten unter den Ausgaben gebucht. Diese Kosten beziehen sich in der Regel auf die Zehrung der Steuerbeamten, auf die Entschädigung der Tellschreiber und auf die Ausgabe für Papier zu den Tellbüchern.

Der Böspfennig.

Bevor wir auf die nächste bekannte Vermögenssteuer von 1389 eingehen, haben wir uns noch mit einer andern Steuer zu beschäftigen, die ebenfalls schon in den Stadtrechnungen vorkommt, nämlich mit der unter dem Namen Böspfennig bekannten Auflage auf Wein, die neben dem Weingeld, aber nur ausnahmsweise, erhoben wurde und darum, wie die Vermögenssteuern, keine regelmässige Einnahmequelle der Stadt bildete. Während das Weingeld auf dem in der Stadt öffentlich verkauften Wein lastete, war der Böspfennig, der auch einfach „phenning“ oder „phenning von der maz“ genannt wurde, von allem eingekellerten Wein zu entrichten.¹⁾ Die Stadt machte von dieser ausserordentlichen Weinsteuernur in Notfällen Gebrauch und ihr Ertrag durfte bloss zur Bestreitung der in dem betreffenden Steuerbeschluss ausdrücklich bezeichneten Bedürfnisse verwendet werden. Ein solcher Steuerbeschluss ist in einer Urkunde d. d. 1408, sunnentag nechst nach sant Jacobs tag (Juli 29) (Staatsarchiv Bern, Fach Bern), auf uns gekommen. Es wird darin zuerst die Steuer mit dem Hinweis auf die Feuersbrünste, die sich kürzlich in Bern ereigneten, mit Turmbauten, Brückenreparaturen etc. begründet, dann heisst es weiter:

— — — und har umb, umbe daz wir dem obgenanten kosten mit dem lichtosten wider stän mögen, so haben wir dem gemeinosten wege nach betrachtot und haben angesehen enkeiner sin selbs nutz, denne einer gantzen gemeind nutz, und haben einhellenklich mit gemeinem rät einen pfenning von der mäss wines uff úns gesetzt und setzen den uff dise ersten und nechsten drú jar und nit fúror mit rechten gedingen, so anvahen söllent uff disen künftigen dez heiligen crützes tag ze herbsten und von dez hin weren und gestän die ersten und nechsten drú jar und nit fúror, also und in den worten, daz alle die, so in únsrer stat sint, ez sien rich oder arm, pfaffen oder leyn, frömd oder kund, von allem dem win, so nach dez obgenanten heiligen crützes tag in únsrer stat komet und da nider geslagen wirt, und öch darzú von dem Berner, so oben uss oder niden uss wachset, nemlich von gewechsde und von zehendwin von ie der mäss nach gemeiner und unge-

¹⁾ Ganz unrichtig stellt Wattenwyl, Bd. II, S. 247, diese Abgabe dar.

varlicher schatzung einen pfenning an den obgenanten únsrer stat kosten geben und bezalen söllent, und wenne ðch also die obgenanten drú jar verlöffent, denne und ze stund so sol der vorgnant pfenning mit namen ab sin und nit fúror weren noch lenger gestán, ez wer denn, da vor got sie, daz únsrer stat semlicher kúnftiger grosser merklicher schad oder zúvall an kem und zú viele, daz wir die rēte, burgere und die gemeinde mit gemeinem, einhellem rāt ze rāte wurden und úns dūcti, daz wir den pfenning fúror woltin lassen gestán, daz söllent und mógen wir denn tūn und nit fúror noch anders, bi gúten trúwen und án all geverde.

Diese Urkunde, aus der wir die Bedeutung der Steuer erfahren, wird ergänzt durch das Rechnungsbuch von 1394—1418, das die vierteljährliche Abrechnung über den Böspfennigbezug enthält und am Schluss jedes Jahres die Ergebnisse der Vierteljahr-(Fronfasten-)rechnungen in eine Summe zusammenfasst. Aus dem Rechnungsbuch ergibt sich, dass die Steuer auf „ryfwin, lantwin, Berner“ und ausserdem auf „Met“ erhoben wurde und zwar nicht bloss in der Stadt, sondern auch von den „ussern wirten uf dem land“. ¹⁾

Den Bezug des Pfennigs besorgten besondere Beamte, die zwei Böspfenniger, ²⁾ deren Obliegenheiten aus dem Eide ersichtlich sind, den sie der Stadt zu schwören hatten. Der Eid, den wir dem alten Polizei-, Eid- und Spruchbuch (S. 70 ff.) entnehmen ist zwar nicht datiert, aber wohl ebenso alt als der oben mitgeteilte Eid der Inlässer; er lautet:

Eide von des bösen pfennings wegen.

**Der böspfenniger und sheczer eide
in der stat Bern.**

Schwerrent die selben, alle was zum nēchsten ze sheczen, so fúrderlich inen von erbern lúten verkúnt wart, dz si inen ir win sheczen söllent, und

¹⁾ Für die Jahre 1394, 1398, 1399 wird der Böspfennig von Bernerwein besonders aufgeführt und wir lernen dadurch nicht bloss den Betrag des Pfennigs von Bernerwein für diese einzelnen Jahre kennen, sondern auch den ungefähren Ertrag der Weinkultur um die Stadt Bern. Im Jahr 1394 wurde von 497 Saum und drei Vierlingen Bernerwein der Böspfennig erhoben, 1398 von 859 Saum und 1399 von 879 Saum.

²⁾ Im Jahr 1409 (Rechnungsbuch 1394—1418, S. 33) erscheinen ausnahmsweise drei Böspfenniger.

nach sôlicher schaczung dennoch den win nit inlegen ze lassen, bis dz inen umb die selbe schaczung mit barem gelt, oder aber mit silbrin pfendern, welich nit bar gelt hettint, so also güt und der schaczung wert sient, als sich ein yeklich schaczung gebürren wurde, so dick als si denn scheczen werdent, volkomen usrichtung beschehen sie. Die selben pfender, so inen also umb die schaczungen ingesetzt werdent, sôllent si nach yeder schaczung zwein manot ungevarlich gehalten und unverendert beliben lassen, und nach usgang der zweyer manoten, wo inen dennoch dz gelt der schaczungen noch nit were worden, dz si denn die pfender, dero tag und vil ¹⁾ verlúffen werent, verkouffen und vertriben sôllent, und alldenn dasselbe gelt von sôlichen pfendern mit sampt dem, so inen also bar worden were, fúrderlich den zwen venrren antwürten und nit úber XIII tag hinder inen behalten, sunder so sôllent si all wuchen einest uff der mittwuchen nidersiczen und mit inen die inlasser und ir knecht die schaczungen, so si der selben wuchen getan hand, getrúwlich ze erfecken und ze sament ze rechnen, derby ouch der schriber und der weibél sin sôllent.

Und wenn die schâczer also scheczen wellent, so sôllent si alwegen, wo si mugent, beid by einandern sin, wo aber dz nit komlich gesin mag, sol denn mit dem einem genúg sin; doch dz alwegen, by der schaczung ein inlasser under ougen sie, wenn si beid nid darby gesin mugent, mit sampt den knechten.

Und wz si also sibensômiger vassen und darúber scheczent, lige der selbe win noch uff der mûter, so sôllent si den bis uff ein sôm scheczen; ist er aber abgezogen, so sôllent si denn ein halben sôm ablassen, und dem nach sôllent si all vas, so darunter sint, nach marchzal scheczen; und als si yetz umbgan sôllent von keller ze keller, den win, so vormals ingeleit ist, ze scheczen, wz si vassen befindent, da der win us sie bis uff ein halben sôm, da sôllent si fúrgan und den halben sôm nit scheczen, wz aber darúber ist, sôllent si scheczen und in disem allem der stat Bern nutz und fromen getrúwlich ze fúrdern und iren schaden ze wenden nach allem irem besten vermôgen, ane alle geverde. Alles bis uff gemeiner miner herren meynung, verbesserung oder endrung.

Im Eide der Inlâsser wird vorgeschrieben, dass, sobald eine Erhebung von Böspfennig stattfinde, kein Wein zu Ungeld geschätzt werden dürfe, der nicht zuvor den Böspfennig entrichtet habe. Vorher soll überhaupt der Wein nicht eingelegt werden und es sind alle, die Wein einlegen wollen, gehalten, dies den Böspfennigern anzuzeigen. Diese haben dann, und

¹⁾ sic; verschrieben für zil.

zwar in den Fällen, wo zugleich Ungeld zu erheben ist, gemeinsam mit den Inlässern, die Fässer zu schätzen und jede Woche die Schätzungen zusammenzurechnen.

Die Böspfenniger lieferten den Ertrag des Pfennigs den Vennern ab und diese legten darüber vierteljährlich vor den Zweihundert Rechnung ab (vgl. Rechnungsbuch 1394—1418). Die Venner waren eidlich verpflichtet, den Ertrag ausschliesslich zur Tilgung von Kapitalschulden (Hauptgut) zu verwenden; sie schwören (Polizei-, Eid- und Spruchbuch S. 70):

**Der zweyer venrren eide, so den bösen
pfenning innemen söllent.**

Schwerrent die zwey venrr, dz gelt, so von dem bösen pfenning kompt und vallet, von den bösen pfenningern so fürderlichost dz ye gesin mag, zů iren handen ze zichen, dz getrúwlich ze behalten und davon gar núczit ze verbruchen, denn allein houptgút darmit ze bezalen so baldt und si so vil geltz ye ze weg gebracht habint, dz si damit einen brieff oder mer erlösen mugent, und darinn ir best und wegst ze tünde, dz der stat Bern nutz damit gefúrdert und die losung an houptgút nit werde gehindert; alles bis uff gemeiner miner herren meynung, verbesserung oder endrung.

Die Erhebung des Böspfennigs auf dem Land geschieht in ähnlicher Weise wie in der Stadt, nur fällt die Verpflichtung, keinen Wein einzulegen, bevor davon der Böspfennig entrichtet ist, für allen Wein weg, der schon in der Stadt war verungeltet worden. Der Eid der Böspfenniger auf dem Land (Polizei-, Eid- und Spruchbuch, S. 71) hat folgenden Wortlaut:

**Der böspfeninger und scheczzer eide
uff dem lande usserthalb der stat Berne.**

Schwerrent die selben alle, iecklicher in sinem ampte und so wit dz gat, nach aller notdurfft ze versorgen, doch mit miner herren rate und hilff, dz nyemand, welich die sient, dehein vas mit win, dz sie gros oder klein, inlegent, bis dz der selb win durch inn, nach sag miner herren ordnung hienach begriffen, geschetzt werde, usgenomen die vas und der win, so von Bern oder von andern enden káme und vormals zů miner herren handen geschetzt und verungeltet were worden, des si mit rechten und gewaren wortzeichen gewarsamklich underwist werdent, und also alle vas zum nächsten ze scheczen,

so fürderlichost inen von den erbern lüten verkúnt wirt, dz si inen ir win scheczen komen söllent, und nach sôlicher schaczung dennocht den win nit inlegen ze lassen, bis dz inen umb die selben schaczung mit barem gelt, oder aber mit silbrin oder andern pfendern, welich nit bar gelt hettint, so also gút und der schaczung wert sient, als sich ein ieklich schaczung gebürren wurde, so digk als si denn scheczen werdent, volkomen usrichtung beschechen sie. Die selben pfender, so inen also umb die schaczungen ingesetzt werdent, söllent si nach yeder schaczung zwen manot ungevarlich gehalten und unverendert beliben lassen, und nach usgang der zweyer manoten, wo inen dennocht dz gelt der schaczungen noch nit worden were, dz si denn die pfender, dero tag und zil verlúffen werent, verkouffen und vertriben söllent und alldenn dasselbe gelt von sôlichen pfendern mit sampt dem, so inen also bar worden ist, fürderlich und so balde dz yemer gesin môge, den zweyen venren gan Bern, so darúber geordnet sint, weren und anttwúrten, sunder dz nit úber ein fronvasten in irem gewalt ze behalten, sunder ouch desselben geltz wenig noch vil in irem nutz noch bruch nit ze bruchen noch dz ze segklen. Und wz si also sibensômiger vassen und darúber scheczent, lige denn der selbe win noch uff der mûter, so söllent si denn bis uff ein sôm scheczen; ist er aber abgezogen, so söllent si denn ein halben sôm ablassen und dem nach söllent si all vas, so darunder sint, nach marchzal scheczen und in disem allem der stat Bern nutz und frommen getrúwlich ze fúrdern und ze tûnde und iren schaden ze wenden nach allem irem besten vermôgen, alles ane gevêrde.

Die Jahresbesoldung der Böspfenniger (oder Pfenniger), ihres Schreibers und ihres Weibels, die mit dem Böspfennig verrechnet wurde, betrug im Jahr 1404 für alle drei Beamten zusammen 42 lb (Rechnungsbuch 1394—1418, S. 33).

Die erste Nachricht, die wir vom Pfennig in den Rechnungen erhalten, fällt in das Jahr 1377/II, wo von der Ausgabe „für das bûch ze dem phenning“ die Rede ist. Im Jahr 1378/II (S. 108) wird die Ausgabe für den Wein notiert, den Cuno von Sedorf und Halter von der Stadt erhielten, „alz si von dem phenning ze der fronvasten ze phingsten rechnotten“ und (S. 112) die Summe für andere „costen und zerung von des phennings wegen“. Ähnliche auf den Pfennig bezügliche Ausgaben erschienen in den Rechnungen von 1379/II, 1380/II und 1381/II. Der Ertrag des Pfennigs ist in allen diesen Halbjahren in der Rechnung nicht vorgemerkt, erst im Jahr 1382/II

und den folgenden Jahren finden wir ihn unter den Einnahmen gebucht. Daraus ergibt sich, dass von 1377/II—1381/II der Pfennig lediglich zur Abzahlung von Hauptgut benutzt und erst im Jahr 1382/II für die laufenden Bedürfnisse der Stadt in Anspruch genommen wurde, denn bei der getrennten Rechnungsführung hatte der Ertrag des Pfennigs, solange er nur zur Schuldentilgung verwendet werden durfte, in den Einnahmen der laufenden Rechnung nicht zu erscheinen. Im Jahre 1382/II veranlasste der Krieg die Stadt Bern, alle ihre Einnahmen für die dringendsten Ausgaben zu verwenden und die Schuldentilgung zunächst ganz einzustellen.

Im Jahr 1382/II wirft der Pfennig 450 lb. ab; im folgenden Halbjahr 1383/I (mit einer Nachzahlung von Gilian Spilman, „als er noch von dem phenning schuldig was 165 lb. 18 ß“) die Summe von 1391 lb. 18 ß; 1383/II bringt er 1073 lb. 16 ß und 1384/I 1280 lb. 18 ß 6 d ein.

Ob die Summe von 2299 lb. 16 ß, die, nach den Rechnungen, den Ertrag des Böspfennigs im Jahr 1383 bildet, den Gesamtertrag des Pfennigs aus diesem Jahre darstelle, erscheint uns fraglich. Im Jahr 1394 betrug der Böspfennig nach dem Rechnungsbuch 3433 lb.; im Jahr 1395 4598 lb.; im Jahr 1396 2810 lb.; im Jahr 1397 2623 lb. und im Jahr 1398 3049 lb. In allen diesen Jahren werden nachträglich eingegangene Böspfennig-Steuern aus den Vorjahren mitgezählt und es liegt darum die Vermutung nahe, dass auch im Jahr 1383 nicht der Gesamtbetrag der Steuer eingegangen und verrechnet worden sei. Es wäre demnach auch nicht richtig aus der im Jahr 1383 verrechneten Summe von Böspfennig auf das Quantum des in diesem Jahr zu Bern eingekellerten Weines zu schliessen, umsomehr als die Böspfenniger die Weisung hatten bei der Ermittlung der Steuer Privatleuten gegenüber weniger streng zu verfahren als gegen Wirte: „doch so sol man sú (die Privaten) etwz bescheidenlichen halten denne die wirte“ (vgl. Eid der Inlässer).

Nach Justinger (S. 160) wurde von der Gemeindeversammlung, die zu Anfang des Jahres 1384 eine Verfassungs-

änderung durchsetzte, auch die Abschaffung des Böspfennigs beschlossen.¹⁾ Urkundliche Beweise hierfür liegen nicht vor und wenn Justingers Mitteilung richtig ist, so trat dieser Beschluss jedenfalls nicht sofort in Kraft, denn die Rechnungsnotiz, der wir die Kenntnis vom Ertrag des Pfennigs im ersten Semester 1384 verdanken, sagt ausdrücklich: „denne so haben wir emphanen von dem phenning von disem halben jare von wiennachten untz zû sant Johans tag ze sungichte 1280 lb.“

Die Abschaffung des Böspfennigs nötigte die Gemeinde auf andere Mittel für die Geldbeschaffung Bedacht zu nehmen. Zunächst wurde am 12. März 1384 (Urkunde S. Wochenblatt, 1830, S. 183 ff) beschlossen, die Schulden der Stadt durch eine bei den Bürgern Berns selbst aufzunehmende Anleihe zurückzuzahlen. Der Rat versprach sich einen wesentlichen Vorteil dieser Massnahme ohne Zweifel davon, dass die Stadt Schuldner ihrer eigenen Angehörigen und nach aussen frei wurde, was die Begüterten, die der Stadt das Geld vorstreckten, veranlasste, in ihrem eigenen Vorteil für die Wiederherstellung eines geordneten Finanzzustandes alle Anstrengungen zu machen. Um die Hülfe der Bürger bei der Durchführung des Beschlusses zu gewinnen, wurde den Gläubigern zugesichert, dass ihre Forderung an die Stadt nicht für allfällige Geldbussen, zu denen sie verurteilt werden konnten, dürfte in Anspruch genommen werden:

„ob ouch dise personen, so uns das güt lihen, deheine missetat und ützit verschuldete, noch denn sollen wir inen (d. h. so sollen wir ihnen dennoch) oder iren erben oder an die stette, da si das selbe ir güt hin ordneten oder bescheiden, geben, berichten und bezalen in unserer stat. Wäre aber, das iemand der selben lüte etwas verschuldeten oder misstäten, harumb so sol man si büssen mit rechter urteil uf den eid an irem lib und anderm irem güt — wan wir nit wellen, das das selbe verlihene güt inen deheines weges mit den jerlichen zinsen und schaden werde abgebrochen und nit gegeben.“

¹⁾ Der Böspfennig erscheint wieder von 1394—1405 und von 1409—1411 (Rechnungsbuch von 1394—1418).

Der Beschluss verspricht ferner die Gläubiger gegen die Nachrede, sie seien „Wucherer und Abbrecher“, zu schützen und es scheint daraus hervorzugehen, dass die Stadt von ihren Angehörigen keine Darlehen zu vorteilhafteren Bedingungen erwartete als von den Fremden, die bisher das Geld vorgestreckt hatten.

Im Jahre 1389, August 1. (Urkde. S. W., 1829, S. 570), wurde der Beschluss gefasst, denjenigen, die der Stadt „dehein gelt oder guldin leihen, jährlich von ie hundert guldin funf güte guldin genger und geber an gold und gewicht zu zins“ zu geben und das Kapital auch dann zurückzuerstatten, wenn die Schuldbriefe verloren gingen. In diesem Falle soll das öffentliche Schuldbuch die Schuldpflicht der Stadt beweisen und dem Gläubiger ein neuer Brief gegeben werden.

Hier entsteht nun die wichtige Frage, ob sich der Beschluss auch auf die bestehenden Anleihen bezogen habe, bei denen ein höherer Zinsfuß als 5% vertraglich ausbedungen war. Es ist dies nicht unwahrscheinlich, denn im andern Falle wäre die Zinslast dieselbe geblieben, da nicht vorauszusehen war, dass die Gläubiger auf den höhern Zins verzichten oder neue Anleihen zu dem Zins von 5% machen würden. Diese Auffassung wird auch durch folgende Bestimmung des Beschlusses unterstützt: „wäre öch, das iemand hiewider täte, redete oder riete, was diesen vorgeschribenen stuken allen oder deheinem sonderlich, schaden bringen mochte und nicht volbracht wurde, als vorstat, denselben sollen wir für meineidig haben und kasteien und büssen, als denn unsern schultheissen, rat und zweihundert oder den merteil under inen dücti.“ Diese Drohung hat offenbar nur dann einen Sinn, wenn man annimmt, es seien die Gläubiger durch die Zinsherabsetzung geschädigt worden, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn die alten vertraglichen Bestimmungen fortbestanden hätten. Jedenfalls geht aus der Androhung soviel hervor, dass der Rat in Aussicht nahm, es werde durch seinen Beschluss eine grosse Unzufriedenheit unter den Bürgern entstehen. Sicher ist es ferner, dass dieser Beschluss den Rat

der Notwendigkeit nicht enthub, gleichzeitig eine neue schwere Telle von $2\frac{1}{2}$ % des Vermögens auszuschreiben, die nach dem Tellbuch 1389 (S. 546) „ze mittem ögsten“ bezogen wurde. Nach Justinger wurde die Steuer vier Jahre lang erhoben; sie bildet den Gegenstand der hier abgedruckten Tellbücher.

Welche Jahre begreift diese Steuerperiode in sich? Nach Justinger, der (S. 159) die Nachricht von der $2\frac{1}{2}$ % Steuer unter die Mitteilungen aus dem Jahr 1384 reiht, müsste man annehmen, dass sich die vierjährige Periode von 1384—1388, oder, wenn man den Steuerbeschluss auf das Ende des Jahres 1384 verlegt, von 1385—1389 erstreckt habe. Gegen diese Annahme und gegen Justinger spricht vorerst die Erwägung, dass die Räte zu Bern nach der Abschaffung des Böspfennigs in der Gemeindeversammlung vom Februar 1384 sicher nicht daran denken durften noch im selben Jahre die verhasste Steuer durch eine noch viel drückendere zu ersetzen. Es ist ferner oben nachgewiesen worden, dass im Jahr 1384 und 1385 keine Schulden getilgt, wohl aber neue und zwar sehr schwere gemacht wurden. Justingers Chronologie hält aber vollends nicht stand gegenüber dem Eintrag Nr. 534 im Tellbuch von 1389. Hier wird die $2\frac{1}{2}$ % betragende neue Steuer des Jahres 1389 ausdrücklich von der frühern alten Steuer unterschieden und gesagt, dass diese vier Pfennig vom Pfund, d. h. 1,66 % betragen habe, woraus ohne weiteres hervorgeht, dass die Erhebung der grossen $2\frac{1}{2}$ % Steuer zum erstenmal im Jahr 1389 stattfand und dass die vier Jahre ihres Bestandes mit dem Jahr 1389 anfangen. In dieses Jahr gehört also auch das Kapitel Justingers „von den grossen tellen, so die von Bern anleiten“.

Von den Tellbüchern des Jahres 1389 beziehen sich vier auf die Tell in der Stadt und eines auf die Tell der Ausburger „wider Willisöwe abe“. Die übrigen Bücher der Ausburgersteuer sind nicht auf uns gekommen, es fehlen, wie eine Vergleichung mit den Tellbüchern des Jahres 1393 zeigt, 1. das bûch wider Thun uff, 2. das bûch bi dem Mos uff, 3. das bûch wider Búrron abe, 4. das bûch wider Arberg und Nidöw über.

In der Folge befassen wir uns darum hauptsächlich mit der städtischen („indren“) Tell des Jahres 1389.

Die Tellordnung dieses Jahres, in der die bei der Steuererhebung massgebenden Grundsätze niedergelegt waren ist leider nicht mehr vorhanden. Wir sind zur Feststellung dieser Grundsätze auf den Inhalt der Tellbücher selbst und auf die Steuerordnungen vor und nach dem Jahr 1389 angewiesen. Unter ihnen nimmt die Satzung von 1458, als der älteste vollständige Steuererlass, den ersten Rang ein. Sie steht auf den vier ersten Seiten des Tellbuchs von 1458 und wir bringen sie hier zum Abdruck, weil wir mehrere ihrer Grundsätze auch bei der Steuer von 1386 angewendet finden.

(Pag. 1). In dem jar, als man von der geburt Cristi zalt tusent vier hundert fünffczig und acht jar, uff fritag nach dem mey tag (Mai 5.) hant schultheiss, rãtt und burger dise nachgeschribne tell in der statt Bern úber sich und alle die, so in der statt wonende sind, es sye man, frouwen, dienstknecht, dienstjungfrouwen, die umb mercklichen jarlon dienen, und ouch ander personen, so in der statt wonent und eigen gút habent, das under der statt gebiëtt und schirm gelegen ist, als der swesteren und bëginen húßren etc., geordnet angeschlagen ze geben und uffzeheben durch diß nachgeschribnen tellmeister, nemlich Hanns Heinrichen von Balmmoß und Úlrichen von Loupen, in namen und an statt Peter Kistlers des vennerrs, der uff die zit in der statt nit gegenwürtig mocht sin, die zwen als von den rãten, Peter Schoppfer der jung, Hanns Kindiman der schnider, und Hanns von Kilchen, des gerichtes und ouch diser tell schriber, als von der burgeren, die ouch dar zú geschworn hant uff zinstag nach dem meytag in dem jar als obstat, in worten als hie nach stat, dem ist also:

Item schwerent die tellmeister, das si gefliëntlich alle tag, so sich das gebürt und füglich ist, zú der tell gangen und sitzen, die getrúlich uffnemen und enpfachen, desselben geltes niemant nützit ablaßen noch schencken, noch in iren seckel noch gehëlt zú irem nutz nützit (Pag. 2) behalten, sunder in der statt beschlagnen trog, der dar zú gemachet ist, legen, und mengklich dar umb heissen schweren zú gott und heiligen, sin gút ze schetzen, inmassen und underscheid als ob stat, und was denn ietlich person by sinem eyd behept schuldig ze sin, das selb getrúlich in ze schriben und des eydes niemant ze erlassent sunder iederman und mengklich nach irem verstan gelich und gemeinlich ze halten und nieman kein sundrigen vorteil har inn ze tünd, weder dem richen noch dem armen, alle mercklich geverd und untrúw har inn vermitten etc.

**Item so ist diß des gemeinen
volkes eyd als hie nach stat.**

Item swerent die elút, man und wib, ieglichs fúr sich selber in sunders, und dar nach ieglich mñsch ouch fúr sich selber insunders, es syen man, wib, wyttwen, knecht und jungfrouwen, das si alles ir zittlich gút, wie das geheissen ist, es sye ligend oder farend gút, korn gúlt, win gúlt, pfennig gúlt, acker, matten, huß, hoff, hoffstett, spicher, schúren, garten, bñmgarten, eigen, lechen, kleyder, kleynoder, barschafft, geltschuld, die man im schuldig und gewúß ist, silbergeschirr, (Pag. 3) hußrát, und was gútes ein mñsch hat, das sin ist úber rehti geltschuld, die er sol, sòlich gút, so vil als denn ein ieglicher fúr sich selber hat, sol er anslachen und wirdigen, wes und wie vil das werd sy, und als lieb im das ist, und sol von ie dem hundert guldin, es sy an barem gelt oder gút, der statt zú ir nòtten angendes, ob er das bar haben mag, geben und bezalen ein ort eines guldin, das geburt sich von vier hundert guldin werd gútes ein guldin, und ein mñsch under hundert guldin werd gútes hat, bis an fúnffzig pfund, das git ouch ein ort eins guldin, gebürt IX ß stebler, und was under fúnffzig pfund, git V ß d., und wer nút hat git ouch V ß d.

**Und ist dis der anslag und wirdigung
der jerlichen gúlten, wie man die
vertellen sol.**

Item ein mútt dinckel geltz mit húnrn und eyern fúr XV guldin.

Item II mútt rogken geltz fúr III mútt dinckel geltz.

Item III mútt haber geltz fúr II mútt dinckel geltz.

(Pag. 4.) Item I mútt kernen geltz fúr II mútt dinckel geltz.

Item I mútt weitzen fúr II mútt dinckel.

Item I mútt gersten und I mútt múlikorns.

eins in das ander ie II mútt fúr III mútt dinckel.

Item ein sòm wingúlt fúr XXV guldin.

Item I guldin geltz fúr XX guldin.

Item I lb. geltz fúr XX lb.

Item I mannwerck reben, acker, matten, hólizer, twing und ban, hoch und nidre gericht, húser und all ander sachen und gúter sol ieglicher schetzen als lieb im das sy.

Item wer libding hat, der sol das schetzen und tellen fúr halb gúlt.

Item die frouwen sòllent ir kleyder und kleynoder ouch in sòllicher schatzung vertellen.

Doch ist den mannen ir harnesch und werinen vorhalten nit ze vertellend.

Uff fritag, als ob stat, hant die rät geordnet got zû lob und erbern lüten zû friden, das all elich lût und ander, so vor an der letzten tell ir gût by iren geschwornen eyden vertellet hant, das die nunzermal ir gût by iren gegebenen trüwen an geschwornen eydes statt schetzen und vertellen sôllent, und mag ein ieglich man für sin elich wib sin und ir gût also schetzzen und by siner trüw vertellen; die wyttwen sôllend aber sweren, ußgenomen die von Kröchtal; wer ouch vor nit geschworn hat, der sol nu ze mal sweren.

Item hant min herren schultheiss und rät nachmalen in diser tell hindan gesetzt, ußgesetzt und anstan lassen aller priesterschaft gût, si syend geistlich oder weltlich, von klösteren und spittalen, alle spittelkind und türfftigen, sy habent ir pfründ gekouffet oder nit, ouch alle ander arm bettler, die tēglichs das almûßen nēment und sich da mit generen müssent und gantz anders nützit hant, und von denen die tellmeister nützit geziehen mögent, sy geben es denn gern etc.

Die Steuer vom Jahr 1389 war, wie diejenige von 1458, eine Vermögenssteuer, aber dadurch von ihr verschieden, dass die Vermögen unter 50 Pfund in gleicher Weise wie die Vermögen über 50 Pfund versteuert werden mussten. Eine Steuerbefreiung kleiner Vermögen fand nicht statt, dagegen wird allen Personen die zwar kein eigenes Vermögen besitzen, aber einen „mercklichen jarlon“ beziehen, wie z. B. Dienstboten, ein einheitlicher Betrag von 5 ß als Steuer auferlegt.

Der Steuerfuss betrug, wie oben erwähnt, $2\frac{1}{2}$ ‰ oder 6 Pfennige von einem Pfund und war für alle Vermögen gleich.

Für die Steuerpflicht war vor allem der Besitz eigenen Vermögens massgebend. Steuerfrei sind 1389 die meisten Klöster: die Schwestern in Dietrichs Haus; die Klosterfrauen im Rüwenthal; die Schwestern in Krattingers Haus; die Schwestern an der Brücke; die Schwestern in Jordans Haus; die Deutschen und die Barfüsser. Weshalb dagegen die Schwestern im Bröwenhaus und die Frauen in der Insel besteuert worden sind, ist nicht zu ermitteln. Steuerfrei waren ferner wie im Jahre 1458 „arm bettler, die tēglichs das almûßen nement und sich da mit generen müssent und gantz anders nützit hant“, und vielleicht besaßen auch der Arzt und der Scharfrichter,

bei deren Namen im Tellbuch kein Steuerbetrag steht, kraft ihres Amtes Steuerfreiheit.¹⁾

Nach der Steuerordnung von 1458 war der Geldwert sowohl des beweglichen als des unbeweglichen Vermögens zu versteuern, nur die Rüstung des Mannes blieb steuerfrei. Es liegt kein Grund zur Annahme vor, dass im Jahr 1389 noch andere Vermögensteile von der Steuer frei waren, um so weniger, als die Finanznot damals die Anspannung aller Steuerkräfte nötig machte.

Der Pflichtige hatte den Geldwert seines Vermögens selbst zu schätzen und eidlich für die Richtigkeit der Schätzung einzustehen. Darauf beziehen sich in den Tellbüchern die Formeln: N. N. het behebt, d. h. N. N. hat eidlich erklärt (behaben = beschwören), oder N. N. juravit dare, promisit dare, promisit dare et juravit, het gelopt, juravit habere, het behept et juravit etc. Hervorzuheben ist insbesondere die Formel, mit der Peter von Mönkilchen sein Vermögen angiebt: „Denne Peter von Mönkilchen, und sprach bi sinem eyde, er gebe sin güt umb C lb.“ (Tellbuch IV, Nr. 1764.) Es liegt darin ausgesprochen, dass jeder sein Vermögen zu dem Geldwert taxieren solle, gegen den er

¹⁾ Tillier, Bd. I, S. 332, nimmt an, dass durch die Satzung des Jahres 1347, April 4. (sie ist vollständig abgedruckt im S. W. 1829, S. 561 ff.), „sowohl Männer, welche wegen ihres Alters oder ihrer Gesundheitsumstände nicht mehr im stande waren ins Feld zu ziehen, sowie Witwen, welche Kinder hätten — überhaupt von Tellen befreit bleiben sollten“. Diese Annahme ist irrtümlich, wie aus dem Wortlaut der Satzung deutlich hervorgeht:

„Wenne dehein man, der in unser stat seshaft ist, an sin alter kumet, dz er nit me reisen mag von krankheit und alter wegen sins libes, dz wir von dem von desshin enhein sunder telle, noch enhein sunder güt nemen noch entlechnen sollen noch mugen in dehein weg, ane geverde. Sturb ouch ein man und ein elich wip nach tod lasset, und die lebendig kint bi im hatt, dero sollen noch enmugen wir zû glicher wise enkein sunder tell noch sunder güt entlechnen noch nemen in deheinen weg, es were denn, dz wir denne gemeinlichen über uns alle ein tell leitend, da sollent ouch si telle geben in der form als ouch denn unser gemeinde telle und stúr git — und nit fúrer.“

Die Satzung befreit Greise und Witwen nicht von der Steuer im allgemeinen, sondern nur von „sundern tellen“.

es selbst eintauschen würde. Demgemäss hatte auch der Pflchtige 1458 zu schätzen: „wes und wie vil das werd sy und als lieb im das ist.“

Steuerverheimlichung wurde mit der Beschlagnahme des verheimlichten Vermögensteiles bestraft und dem Verleider ein Anteil zuerkannt. Ein Beispiel hierfür liefert Tellbuch II, 1361: „Denne Nicli Schero het gewert V lb., als er nit behebt hette und aber sidmals funden ist. Des ist worden dien botten, die in funden hant I lb. d.“

Die auch für die Steueranlage und Steuererhebung massgebende Einteilung der Stadt in vier Viertel, auf die wir schon bei der Steuer von 1375/II gestossen sind, kehrt 1389 wieder. Jedes der vier städtischen Tellbücher umfasst die Pflchtigen eines Viertels, das nach dem Namen des Venners benannt ist. Die Venner und ihre Beigeordneten — die Teller — hatten ein Verzeichnis der Steuerpflchtigen aufzunehmen und einzuschreiben, „was denn ietlich person by sinem eyd behept schuldig ze sin“; auf Grund dieses Verzeichnisses fertigte der Tellschreiber die Tellbücher aus. Die Steuerordnung des Jahres 1458 lässt vermuten, dass die Teller persönlich in ihrem Quartier die Steuer von den Pflchtigen erhoben haben, darauf deutet wenigstens der Ausdruck „zû der tell gan“. Der Eingang eines Steuerpostens wird im Steuerbuch durch die Buchstaben dd. (dedit) vorgemerkt.

Die Tellbücher sind hier genau nach den Originalien abgedruckt, wir haben darum nicht nötig, diese selbst zu beschreiben, und können uns auf einige Bemerkungen beschränken. Es sind alle auch im Original gestrichenen Posten von uns numeriert worden. Die von uns vorgenommenen und wiederholt kontrollierten Additionen der Steuerbeträge weichen nicht selten von denjenigen des Originals ab.

Eine Vergleichung der Tellbücher mit dem ältesten Udelbuch der Stadt ¹⁾ zeigt, dass eine grosse Zahl der in den

¹⁾ Studer, zur Topographie des Alten Bern (Archiv des Hist. Vereins, Bd. VIII, S. 200), hält das älteste Udelbuch — es ist nicht datiert — für

Tellbüchern genannten Steuerpflichtigen identisch ist mit den im ältesten Udelbuch der Stadt eingetragenen Hauseigentümern. Wo durch die Angaben des Udelbuches (U.) die in den Tellbüchern eingetragenen Namen in irgend einer Weise ergänzt werden, ist dies in den Noten bemerkt.

Wir stellen in den nachfolgenden fünf Tabellen die Ergebnisse unserer Tellbücher zusammen.

älter als die Tellbücher von 1389 und nimmt an, es sei bereits in den achtziger Jahren des XIV. Jahrhunderts angelegt worden, „weil bei mehreren Udelbesitzern, die natürlich bei ihren Lebzeiten eingeschrieben worden waren, ihr Todestag als in die 90er Jahre des 14. Jahrhunderts fallend angemerkt ist“. Dieser Grund ist jedenfalls nicht stichhaltig. Studers Annahme ist aber auch darum unzutreffend, weil von einer im Tellbuch als lebend angeführten Person im Udelbuch als von einer bereits verstorbenen die Rede ist (vgl. Tellbuch Nr. 1964 „Denn Zulhalterra für die hat behebt Höftnagel“ und Udelbuch, S. 67, „Zulhalterron seligen hus“), und zwar rührt der Eintrag im Udelbuch von der ältesten Hand her. Die Tellbücher von 1389 müssen also älter sein als das älteste Udelbuch, das sehr wahrscheinlich von 1390 stammt. Dieses Datum findet sich im Udelbuch selbst mehrfach S. 51, 64, 211, 212 etc., nicht bloss einmal, wie Studer meint.